This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
G6
W50
R548

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

[redacted]

2.9.4.0.

838
G6
W50
R548

2870

Ueber die Leiden des jungen Werthers.

Gespräche.

Wo willst du hinfliehen? Das Gespenst ist in deinem Herzen! — —

Rousseau.

Berlin,
bey George Jacob Decker.
1775.

Wir haben mit Werthern geweint, — mit Hanns und Martin gelacht; — nun kömmt einer und redet mit dem andern, was ſich ernſtlich darüber ſagen läßt; — — Alles iſt gut, Lachen und Weinen, und Ernſthaftthun, wenns nicht immer geſchieht. — Werthers Briefe ſind nicht blos geſchrieben, um zu weinen, Hanns und Martin reden nicht blos, daß ihr lachen ſollet, ſondern ſehen, wie es in der Welt gehet, und darnach klug werden, — und wozu dieſe Geſpräche? — je nun — das werdet ihr wohl ſehen! Leſet ſie erſt durch! — — — — —

— — — — — — — —

BIBLIOTHECA
DVCALIS
GOTHANA

Einleitung.

Eine Thräne auf ſein Grab, — wollen wir dem unglücklichen Werther weihen; aber Nachahmung? — Da ſey Gott für! hörte ich neulich in einer Geſellſchaft einen Freund zu dem andern ſagen, deſſen Schickſale vielleicht

mit dem Zuſtande des Werthers Aehnlichkeit haben mogten, und welcher das ganze Verhalten des Märtyrers mit vielem Ernſte und Lobeserhebungen vertheidigte. — Ich muß geſtehen, mein ganzes Herz empörte ſich, bey dem bloßen Gedanken, daß jemand den bedauernswürdigen Jüngling, den aufgetriebene Leidenſchaften zum frühen Grabe hinriſſen, als ein Muſter vorſtellen könnte; demohngeachtet hörte ich im Augenblicke, rechts und links, eben dieſe Lobſprüche aus dem Munde einiger jungen Herren ſowohl, als einiger ſchönen Damen, wiederholen; nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe letzteren anſtatt ſich, wie die erſteren, zu erſchie-

ßen

ren, — ſich gewiß — zu Tode grämen wollten. — Warum ſind Sie dann ſo traurig, meine Schöne, ſagte ich; — ſo habe ich Sie ja noch niemals geſehen, und Sie haben ja Ihren Werther. — „Werther? Werther ſagen Sie?„ und die Thränen kamen ihr in die Augen. — Armes Mädchen! — auch Deine Seele irret im Lande der Ideen herum! — Entſcheiden Sie, ſprach ſie weinend, was war Werthern weiter übrig? — ja, können Sie etwas anders entſcheiden? kam mir Werthers Lobredner entgegen. — So viel Empfindung, ſo viel Zärtlichkeit, ſo viel männliche Entſchloſſenheit! — Erlauben Sie

mir, nichts zu entſcheiden, aber was ich denke? — Wir wollen nächſtens darüber ſprechen, Alcimor. Ich beſuchte ihn in einigen Tagen, nun habe ich mir Zeit genommen, ſprach ich, die ganze Geſchichte des Werthers durchzudenken, und will Ihnen mein Urtheil darüber ſagen.

Erſtes Geſpräch.

Alcimor. Sagen Sie, was Sie wollen, — Werther hatte Recht, konnte es nicht anders, mußte es ſo machen, und ſeine That iſt groß; denn die Quelle, woraus ſie kam, war edel, — reine, unſchuldige Liebe. Iſt das nicht offenbar, Philantropus?

Philantropus. Es iſt alſo für Sie entſchieden, wie es ſcheint; aber haben Sie dann auch die Sache recht von allen Seiten betrachtet? — Mich dünkt, in Ihrem Urtheile darüber herrſcht noch Verwirrung. Laſſen Sie uns die Begriffe deutlich machen. — —

Alcim. Antworten Sie mir! Iſt uns nicht die Liebe ſelbſt von der gütigen Hand des Schöpfers in unſer Herz gepflanzt, iſt ſie nicht die ſchöne, herrliche Blüthe, welche über unſer ganzes Leben einen ſüßen Wohlgeruch verbreitet, und unter deren Schatten wir unermüdet, den ſchwülen Sommertag unſers Lebens ſich endigen ſehen? O Philantropus! ſind Sie in dem Gebiete menſchlicher Empfindungen ſo ein Fremdling, daß Sie nicht wiſſen ſollten, wie leicht die mächtigen Reize eines edlen Mädchens unſer Herz einnehmen, wie ſie uns da durch und durch bis in unſer innigſtes Gefühl erwärmen, unſrer Seele Flügel anſetzen, wie da von der alles belebenden Kraft unſere Sinne trunken, von allen Dingen hinweg, nach dem einzigen geliebten Gegenſtande hinſtrömen, wie uns da ſo wohl iſt! — und dann nennen Sie mir den Menſchen, der ſo ſtark ſeyn könnte, ſeine Augen von der entzückenden Geſtalt wegzuwenden, und zu wüten in ſeinem eignen Herzen, da auszugraben, das in allen Nerven gewurzelte ſüßeſte Gefühl, — und wann er es könnte, und thäte, — der nicht ein Thor, — Thor? der nicht

ein

ein Ungeheuer der Schöpfung wäre. — Ach! und wann Ihre Empfindungen nicht ganz unter die Hülse einer erdichteten Philoſophie verſchüttet ſind; — mein Freund, — ſo kennen Sie auch den Schmerz, der in alle Adern ſich ergießt, da tobt und nagt, und jede muntre Bewegung lähmet, und das Herz wegfrißt, wann die Schickung mit eiſerner Hand uns unſern Liebling, — o laſſen Sie mich den ſchrecklichen Gedanken nicht ausdenken! — Gegen ein Leben ohne Freude iſt der Tod köſtlicher Gewinn.

Phil. Da bin ich völlig Ihrer Meynung. Gegen ein Leben ohne Freude iſt der Tod köſtlicher Gewinn. — Aber dazu mögte viel gehören, Sie haben ganz Recht, mein theuerer Freund, es iſt keine Leidenſchaft, die ſich ſo leicht in unſre Seele einſchleicht, die da ſo einen allgemeinen Aufruhr anrichtet, und alle unſre Sinne mit ihrer Süßigkeit berauſchet, als die Liebe, das heiße Wohlgefallen an einem edeln Mädchen, an deren Stirne alle Schönheiten der unſchuldigen Seele hervorkeimen. Selbſt der Vater der Welt hat den Saamen, der ſo ſüße Früchte hervor-

bringt, in unſer Herz ausgeſtreuet. — Das leugne ich nicht. Er hat unſre Seele mit den feinen Saiten beſpannt, die bey der [illegible]ſten Erſchütterung wiederſchallen, — hat einen mächtigen Trieb nach Ordnung, Schönheit und Güte in unſern Buſen gegeben, der alles, dem Aehnliches aufſucht, und ſich freuet, wann er es findet, es zu umfaſſen, und ſich daran zu heften; — aber doch bin ich nicht ganz mit Ihnen einig. — Sagen Sie mir, Alcimor, ſind wir blos um zu empfinden, und nach dem, was wir empfinden, zu handeln, — oder haben wir nicht eine Vernunft, vor deren Richterſtuhl wir unſre Empfindungen laden können, — die ihnen das Geleiſe beſtimmen muß, in dem ſie gehen ſollen, das ſie nicht überſchreiten dürfen?

A. Wie ich merke, ſind wir dem Ende unſeres Geſprächs ſchon ziemlich nahe, ob wir gleich erſt angefangen haben. Nur das ihnen zugegeben, ſo ſehe ich ſchon den herrlichen Schluß, den Sie daraus ziehen, und die triumphirende Miene, mit der Sie weggehen werden. — Daß ihr Herren doch immer philoſophirt und philoſophirt, und

dann,

dann, wann es mit Eurer Philoſophie zur Anwendung kömmt, wie dann? — Nun ja, ich erkenne die Königinn Vernunft, auf ihrem herrlichen Richterſtuhle, wie ſie da zwiſchen ihren vier Pfählen ſich brüſtet, Plane macht, aus allen Gründen der Logik und Metaphyſik beweiſet, dies ſey Recht, jenes Unrecht, mit kaltem Tone ihre Sentenz ſchon vorher verkündigt, und ſich, nach dem ihr angebohrnen Stolze, ihrer Hoheit erfreuet, und dann, wann die reizende Verklagte vor ihr erſcheint, blaß wird, — zu zittern anfängt, — das Geſetzbuch aus den Händen fallen läßt, — halb gezwungen, halb willig vom Throne herabſteigt, und ſich mit der angeſchwärzten, aber doch ſchönen, angenehmen Empfindung brüderlich umarmet, — und mit verſchloſſenen Augen an ihrer Seite fortgehet, wohin ſie nur immer will. — — Aber oft kömmt es gar nicht einmahl ſo weit. Gewöhnlicherweiſe iſt die Vernunft ſo ehrerbietig, daß ſie ſich vor der Empfindung ſo willig zurückzieht, — wie die beſcheidne Aurora vor dem heller leuchtenden Phöbus. — Nun, wie iſts itzt mit der Vernunft?

P. Ih-

P. Ihre ſchöne Deklamation gegen die Vernunft, die mich in der That ungemein ergötzt hat, ſagt, wenn ich mich nicht ſehr irre, in einer unbildlichen Sprache zweyerley. Einmahl: Die raiſonnirende, unterſuchende Vernunft erliegt unter der Empfindung, und dann: es kömmt gewöhnlicherweiſe gar nicht zur Unterſuchung. Nicht wahr?

A. Ganz recht.

P. Ich muß es Ihnen zugeben, die Vernunft erliegt zuweilen unter der Empfindung; zuweilen, merken Sie das wohl, nicht immer, ſonſt hätten wir keine einzige That aufzuweiſen, die mehr ein Kind der Vernunft, als der Empfindung, oder welches einerley iſt, die ein Kind der geordneten Empfindung wäre. Denn Thaten aus blos kalter Vernunft mögte es wohl ſchwerlich geben. Alſo bisweilen erliegt die Vernunft unter der Empfindung, — das gebe ich zu. — Nun laſſen Sie uns das deutlich machen, ſo heißt es, — weil wir doch einmahl der Schulwörter nöthig haben, um kurz und genau zu reden, — der dunkeln Vorſtellungen ſind mehrere, als der deut-

deutlichen, — die ſchwerſte Schale ſinkt, — und die Sache iſt entſchieden. Folgt nun aber daraus, daß dies je zuweilen geſchieht, es müſſe immer geſchehen? Ich ſehe es nicht. Mache die dunkeln Vorſtellungen hell, ſo wird die Empfindung ſchwächer, und die Vernunft ſiegt.

A. Gut, nun habe ich Sie, wo ich es lange gewollt habe. Mit Fleiß habe ich Sie alles zur Vertheidigung Ihrer Meynung ſagen laſſen, weil ich wohl ſahe, Sie würden ſich ſelbſt in eine Falle führen, aus der Sie ſchwerlich herauskommen mögten.

P. Nun das bin ich begierig zu hören!

A. Ueber Euch Herren Philoſophen! ſo geht es Euch immer, ſo lange ſchließt und beweiſet Ihr, und treibt Euch aus einem Winkel in den andern herum, bis Ihr zuletzt mit Eurem Schifflein, Metaphyſik genannt, ſo veſt auf einer Sandbanke ſitzt, daß Ihr ohne alle Rettung ſcheitern müßt.

P. Nicht vor der Zeit triumphirt! nur zur Sache.

A. Nun, geben Sie wohl Achtung! — Die Vernunft, geben Sie zu, erliegt unter der Empfin-

pfindung, deutliche Vorſtellungen unter mehreren dunkeln; mit Einem Worte heißt das: es ſind noch nicht deutliche Vorſtellungen da, oder doch ſo wenige, ſo ſchwache, daß ſie nicht wirkſam ſind; ſie ſollen erſt aus den dunkeln werden. Nun ſehen Sie einmal, was Sie ſagen: die Vernunft, die noch nicht da iſt, die erſt werden ſoll, ſoll doch über die Empfindungen herrſchen, die dunkeln Vorſtellungen deutlich machen; — iſt das nicht der handgreiflichſte Widerſpruch?

P. Dacht' ich doch, was es wäre! Alcimor, ſehen Sie dann nicht, daß Sie einen gewaltigen Trugſchluß gemacht haben? Dafür müſſen wir uns hüten, wann wir in unſrer Unterſuchung weiter kommen wollen. Sie haben mich nicht verſtanden. Die Vernunft nenne ich hier das Vermögen, ſich Dinge deutlich vorzuſtellen, das iſt da und bleibt, trotz aller Dunkelheiten, die es verhüllen, Sie verſtehen die deutlichen Vorſtellungen ſelbſt darunter; und daraus entſteht der ſcheinbare Widerſpruch. Es iſt ja ganz etwas anders: meine Vorſtellungen ſind deutlich, und ich kann ſie deutlich machen.

A. Denken Sie nicht, daß Sie mir durch dieſe Diſtinktion entrinnen werden. Es läuft doch wieder aufs Vorige hinaus, nemlich: Dieſes Vermögen, dunkle Vorſtellungen zu erhellen, ſetzt ſelbſt, wenigſtens einen deutlichen Gedanken voraus, dieſen: Empfindungen führen nicht immer richtig, du mußt deinen Gefühlen nicht trauen; wo der Gedanke nun aber nicht iſt, wo nur blos die Empfindung herrſcht, wie da? —

P. Sie führen mich auf die zwote Frage: Woher kömmt es, daß die Vernunft zuweilen gar nicht in Unterhandlung kömmt, ohne die erſte beantwortet zu haben. Wir wollen von der erſtern reden: Wann der Gedanke da iſt: ich muß meine Vorſtellungen aus einander ſezen, aufklären, und es dann nicht geſchieht, woher kömmt das? — Bey aller Verſchiedenheit der davon möglichen Urſachen kommen ſie doch alle in der einen zuſammen: Die deutliche Vorſtellung iſt nicht ſo angenehm, als die dunkele, und warum nicht? Es wird uns ſchwer, uns aus der alten uns ſchon bekannten Sphäre der Ideen, in der wir ſo lange herumgeſchwärmt

ha-

haben, heraus zu ſetzen, und unſer geliebtes Steckenpferd zu zerbrechen. — Meine Lotte! meine Lotte! würde Werther geſagt haben, das ſüße, unſchuldige, engliſche Weſen, rein und unbefleckt wie der Aether, erquickend wie der Frühlingsthau am Morgen, ſoll ich aus meiner Phantaſie verbannen, und dann auf meine Seele, wüſt' und öde, wie auf das Chaos der noch unausgebildeten Erde hinſehen, — alle die bezaubernde, entzückende Gefühle aus meiner Bruſt ausreißen, und nichts, als den kalten unbedeutenden Gedanken: ich habe vernünftig gehandelt, mir dabey einbilden! Daran liegts, mein Lieber, wir wiſſen nicht ſogleich etwas ſo Kräftiges, Angenehmes an die Stelle der Ideen zu ſetzen, die wir aufopfern ſollen, und dann iſt uns alles ſo ſchaal, ſo wüſte und leer in unſerm Herzen. Sie ſehen alſo, Kampf, bitterer Kampf gehört dazu! und dazu will man ſich gewöhnlicherweiſe nicht verſtehen.

A. Nun wohl! ſollte alſo unſre Vernunft ſiegen, ſo müſte ſie zur lebhaften Ueberzeugung kommen; die Empfindungen, Neigungen in der

Stär-

Stärke ſind ſchädlich, ſo muß es ihr gewiß werden, daß es noch andre, eben ſo angenehme, unſchädliche Empfindungen giebt, und was die Hauptſache iſt: daß ihr dieſelbe gewährt werden, ſonſt, — ehe der ermüdete Kriegsmann, der kein reines Waſſer zu bekommen weiß, — augenblicklich vor Durſt ſtirbt, trinkt er lieber aus der erſten, beſten Pfütze, — ſollte ihm auch der Trunk ſchädlich ſeyn, und nach und nach ſeinen Tod herbeyführen. — Was ſoll dann nun aber der alten geliebten Idee das Angenehme rauben, und der neuen Reize geben?

P. Ihre Anmerkung iſt richtig. — Die Seele kann nie leer ſeyn, ſie muß angenehme Empfindungen haben, — ſie kann ſie haben, ſie wird ſie gewiß haben; — aber Zeit, Mühe, Uebung gehört dazu, — bis die neuen Empfindungen, die allmählig in der Seele erwachen, ſich veſtſetzen, und uns ſo angenehm werden, daß wir die alten darüber vergeſſen. Das geſchieht nicht plötzlich. — Die neuen fließen gemach in unſre Nerven, und machen eine ſanfte Bewegung, die alten toben ſchon mit Ungeſtüm darinnen und rei-

ßen uns hin und her. Wer beſtändig eines rauſchenden Getöſes gewohnt geweſen, wird anfänglich bey einer ſtillen Harmonie der Saiten wenig empfinden, bis er ſich von dem tobenden Lärme entwöhnt hat. — Doch kann es geſchehen; — ſo wie die Heftigkeit natürlicherweiſe uns eine Empfindung unangenehm macht, ſo iſt auch etwas, welches uns eine Empfindung, deren wir nicht gewohnt ſind, die vielleicht gar der ehemahligen entgegen ſtehet, angenehm machet; Das Neue nemlich. Dieſes ziehet unſre Aufmerkſamkeit auf ſich, — füllt die leeren Stellen in unſrer Seele aus, und giebt uns ſchon einen Vorſchmack, von dem Vergnügen, das wir genießen werden, wann wir mit der neuen Empfindung bekannter und vertraulicher geworden ſind. Sind wir gleich noch nicht ganz auf den Ton geſtimmt, den die Empfindung angiebt, können ihn noch nicht wiedertönen, ſo iſt er uns doch ſchon angenehm. Wann gleich der Kriegsheld einmahl aus dem Felde geſchlagen, und des großen Gedankens, Sieger zu ſeyn, beraubt iſt, — ſo iſt er doch nicht ganz unglücklich; er ſitzt in ſeinem Gezelte,

macht

macht Plane zu einer neuen Unternehmung, und wandelt, wann er die Weisheit dieſes Entwurfs erkennet, und den Muth, ihn auszuführen, fühlet, ſchon in Gedanken unter Trophäen.

A. Kömmt wieder ins Feld, und wird bey aller Klugheit ſeines Plans und allem Muthe, ihn auszuführen, — doch wieder geſchlagen. Merken Sie wohl, wo ich hin will? Wiſſen Sie nicht, daß wir nicht blos von unſerm Willen und Entſchlüſſen, ſondern von Umſtänden abhängen? — Darüber erklären Sie ſich! Unſer Cörper, und äußere Verhältniſſe!

P. Ich will Ihnen meine Gedanken darüber ſagen. Allerdings hat unſer Cörper Einfluß in unſre Art zu denken und zu handeln. Sowohl bey Entſtehung der Ideen, als auch bey Unterhaltung derſelben. Ich geſtehe es Ihnen zum voraus, daß über dieſe Gegend in der menſchlichen Erkenntniß noch eine tiefe Nacht hängt, und daß ich alſo mir und Ihnen nicht alle Fragen zu beantworten weiß. Indeſſen wir haben doch Kraft, dem Einfluß unſers Cörpers ſowohl, als den Umſtänden entgegen zu arbeiten, und können

doch nach und nach so sehr Herren über unsre Empfindungen und Gedanken werden, daß es eben so gut ist, als wirkten äußerliche Umstände gar nicht auf uns. —

A. Nicht also, mein Freund. — Erklären und beweisen Sie deutlicher! Sie sagen, wir haben Kraft, den Umständen entgegen zu arbeiten. Wenn das nicht blos ein leeres Wort seyn soll, so muß sich doch diese Kraft thätig erzeigen.

P. Allerdings, und davon fehlt es auch gar nicht an Beyspielen. Sehen Sie den Verwundeten, der sich den Fuß ablösen läßt. Gewiß, werde ichs Ihnen nicht beweisen dürfen, daß die Empfindung davon schmerzlich ist; aber er zieht nicht zaghaft vor dem Wundarzte zurück, — fordert keinen Schlaftrunk, um sich das Bewußtseyn zu entziehen, — winselt nicht, — geräth nicht außer sich. — Den Schmerz fühlt er, das ist offenbar; aber daß er sich demselben nicht überläßt, daß er dem Zuge seiner Nerven nicht nachgiebt, und dem Unmuthe völlige Gewalt über sich verstattet, das hat er ohne Zweifel seiner Entschließung und Ueberlegung zu danken, die ihm

ein

ein Vergnügen gewähren, welches dem Mißvergnügen, ſo aus dem cörperlichen Schmerze entſtehet, das Gleichgewicht hält.

A. Bringen Sie mir das nicht zum Beyſpiel; — dem Schmerz entgegen zu ſtreben iſt uns natürlich; aber dem Vergnügen! dem Vergnügen! Ferner: der Muth bey cörperlichen Schmerzen kann oft durch ganz etwas anders als durch Vernunft gewirkt werden. Oft iſt es Stolz, Gefühl der Nothwendigkeit, Liebe zum Leben, was wir Vernunft nennen.

P. Wie Sie es auch nur immer nennen mögen, ſo iſt es doch immer Vernunft. Der Stolz iſt in dem Falle edel, er entſteht aus dem Gedanken, es iſt unanſtändig, eine kleine, unmännliche furchtſame Seele zu haben, und auch das Gefühl der Nothwendigkeit ſetzet doch immer eine gewiſſe Stärke in dem Gemüthe voraus, durch die man geſchickt wird, ſich in die Nothwendigkeit zu finden. Wann Sie die Liebe zum Leben als den Grund dieſes Muthes angeben, ſo heißt das doch nichts weiter, als daß man ein kleineres Uebel um eines größern, zukünftigen

Gutes willen erträget, — und iſt das nicht aller Klugheit gemäß? — Was aber den Einwurf betrift, daß man wohl dem Schmerz, aber nicht dem Vergnügen natürlicherweiſe entgegenſtrebe, ſo wiſſen Sie ja, mein Freund, jedes zu weit getriebene Vergnügen wird Schmerz; — wann alle unſre Gedanken, Wünſche und Neigungen nur auf einen Gegenſtand gehen, wäre er auch an ſich überaus angenehm, ſo verurſacht uns das Ueberdruß, Mißvergnügen, weil es widernatürlich iſt, daß der Beſitz und Genuß irgend eines einzigen einzelnen Gegenſtandes die ganze Glückſeligkeit eines Menſchen vollenden könne. —

A. Das alles erſchöpft die Sache noch nicht. Bey dem cörperlichen Schmerz können juſt die Gehirnnerven, oder überhaupt diejenigen frey gelaſſen ſeyn, welche das Herz in eine angenehme Bewegung ſetzen?

P. Das kann ich Ihnen ſo geradehin nicht zugeben. Alle Nerven ſind in Verbindung; wann alſo in dem einen eine unangenehme Empfindung entſtehet, ſo erſtreckt ſie ſich über alle, obſchon nicht in gleicher Stärke. Alſo würde folgen:

bey

bey dem cörperlichen Schmerze kann gar kein angenehmes Gefühl zugleich da seyn; — aber ich weiß sehr wohl, was man dagegen sagen kann, nemlich: der Schmerz müsse sich immer mehr und mehr vermindern, je schwächer die Erschütterung in den Nerven wird, und so müste die heftige Bewegung, die hier Schmerz ist, dort, wo sie schwächer ist, erträglicher, und noch weiter hin, endlich gar behaglich werden. — Nur eine Anmerkung, die ich daraus ziehe, und wie ich hoffe, mit Ihrer Zustimmung! Kann bey dem cörperlichen Schmerz gar kein Entgegenstreben durch den Cörper statt finden, so ist der Entschluß, dem Schmerz nicht unterzuliegen, vom Cörper unabhängig; sind aber nie lauter unangenehme Empfindungen da, so ist man nie ganz dem Cörper unterworfen; also nie maschinenmäßig gezwungen, sich einer Empfindung zu überlassen.

A. Der Schluß ist so übel nicht, Philantropus; aber sind wir damit einen Schritt weiter? Was beweiset das alles? Ich gebe Ihnen zu, daß nie ganz eine Empfindung in der Seele ist und seyn muß, daß noch andre sind, und seyn

müſſen, die dagegen ſtreben; aber wozu hilft das alles? Sie müſſen zeigen, wie man die entgegenſtrebenden Empfindungen ſo ſtark machen könne, daß ſie die eine herrſchende überwältigen, müſſen zeigen, daß man ſich von den Umſtänden unabhängig machen könne. —

P. Das will ich, in ſo weit es ſich thun läßt. Erwarten Sie aber nicht von mir eine weitläuftige Abhandlung über eine Materie, die Sie bey unſern beſten Weltweiſen viel ausführlicher und gründlicher abgehandelt finden, als es nur irgend von mir geſchehen könnte; ich nenne Ihnen nur das, was ſich aus den Unterſuchungen dieſer Männer meinem Gedächtniſſe darſtellt, was die Erfahrung beſtätiget, und worüber Sie ſelbſt leicht nachdenken werden. Wir können Empfindungen bey uns ſchwächen, erſtlich dadurch, daß wir die Objekte, durch welche ſolche bey uns erneuert, verſtärkt werden, meiden, unſere Sinnen auf andere richten, und dann, daß wir unſerm Cörper eine ſolche Wendung zu geben ſuchen, daß weder die ſchon empfangenen Eindrücke un-

aus-

auslöſchlich bleiben, noch neue gleichartige ſich wieder bey uns einſchmeicheln. Damit die Eindrücke nicht unauslöſchlich bleiben, müſſen die Bilder davon aus der Einbildungskraft hinweggeſchaft und ihr neue gegeben werden. Sie werden ſagen: eben das hänge nicht blos vom Willen ab, ſondern erfolge nach mechaniſchen Regeln. Ich gebe das zu, aber die Bilder der Einbildungskraft werden nach eben dieſen mechaniſchen Regeln verſchwinden, wann die Nerven, welche dieſelben durch eine gewiſſe Bewegung hervorbringen, eine andre bekommen. — Damit nicht durch unvermeidliches Vorkommen der ehemaligen Objekte wiederholte Eindrücke in uns veranlaßt werden, müſſen wir die gar zu groſſe Lebhaftigkeit unſers Blutes, und die zu ſchnelle Reizbarkeit unſrer Nerven in Abſicht auf den alten Gegenſtand mindern.

A. Wird aber nicht dadurch der Eindruck aller, auch der uns nützlichen Objekte gehindert werden, wenn wir die Empfindlichkeit vermindern?

P. Ich habe gesagt: in Absicht auf den alten Gegenstand. In der That aber, um recht genau zu reden, legen wir die Empfindlichkeit an sich nicht ab, mindern sie nicht einmahl, sondern dehnen sie nur auf mehrere Gegenstände aus, anstatt sie vorher blos oder doch hauptsächlich auf einen gerichtet zu haben. Es ist gar nicht meine Meynung, blos eine kalte Vernunft an die Stelle der Empfindung zu setzen. Denn die Vernunft allein wird gewiß niemanden wieder zur Vernunft bringen. Nur neue Empfindungen können die alten verdrängen. Also nun noch andre Mittel: Zerstreuungen, Gesellschaften, Reisen, Lektüre, nur immer von der Art, daß weder die alten Empfindungen rege werden, welches geschehen kann, theils wann Gegenstände vorkommen, die den ehemaligen ähnlich sind, oder die gerade entgegenstehen, wodurch man dann zu stark gerührt wird, als daß man nicht zugleich an das Gegentheil denken sollte.

A. Das alles läßt sich recht gut anhören, mein Lieber, und würde sich nicht übel zu Dik-

taten

taten in einer Vorleſung über die Seelenlehre ſchicken. Es iſt alles ſo fein aus den erſten Gründen der menſchlichen Erkenntniß herausgeholt! Aber unſer Diſkurs und Werthers Briefe? Waſſer und Wein! Wer uns hörte, ſäße da in kalten Abſtraktionen verſenkt, wie Duns, wann er die Schönheiten ſeiner Geliebte analyſirt, — und wer Werthern lieſet, fühlt, daß er ein Menſch iſt, weinet mit ihm, wie Menſchen, die da wiſſen, ſie haben Seele, ohne ſichs vorher demonſtrirt zu haben. Alles, was Sie da Schönes herphiloſophirt haben, mein Beſter, was machen wir damit, wanns zur Anwendung kömmt?

P. Das wollen wir dann ſchon ſehen. Sagen Sie mir nur jetzo, — geben Sie zu, daß man ſeine Empfindungen ordnen, mäßigen, herabſtimmen könne, wann man einſieht, daß ſie ſchädlich ſind?

A. Ueberhaupt gebe ich die Möglichkeit ganz gerne zu, aber in Werthers Falle?

P. Sie ſollens jetzt auch nur überhaupt zugeben; auf Werthers Umſtände wollen wir das hernach ſchon anwenden.

A. Nun

A. Nun so seys dann! Aber meine zwote Einwendung, daß sich die Vernunft bisweilen gar nicht in Untersuchung einläßt?

P. Denke ich geschwinder zu beantworten. Soll diese nicht mit der vorigen einerley seyn, und sagen: Woher kömmts, daß die Vernunft sieget, sondern soll sie heißen, warum steigt nicht einmal der Gedanke auf: diese Empfindung ist schädlich, so leugne ich gerade zu, daß dieser Fall jemahls statt findet.

A. Kurz und bündig! — und nun ist der Streit zu Ende, und Sie sind Sieger! nicht Philantropus?

P. Nicht eher, als bis Sie meiner Meynung werden. Hören Sie mich!

A. Nun?

P. Sie lieben die Musik?

A. Es ist eine meiner angenehmsten Beschäftigungen.

P. Wollten Sie sich wohl entschließen, alle Tage Ihres Lebens vom Morgen bis in die Nacht unter dem süßen Klange der Saiten zuzubringen, — auf alle übrige Geschäfte des Lebens Verzicht zu thun?

A. Ich

A. Ich bedaure diejenigen, welche mit dieſer edeln Kunſt ein Gewerbe treiben, und ſich durch die ununterbrochene Beſchäftigung damit das Vergnügen ſchmälern, welches ihnen eine ſeltenere gewähren würde. Aber wo wollen Sie damit hinaus?

P. Sie geben alſo zu, daß ein Vergnügen es zu ſeyn aufhöre, wann es zu weit getrieben wird, daß Ihre Gehörnerven ſowohl, als der innere Sinn, womit ſie Töne empfinden, einen gewiſſen Grad haben, über den ſie nicht müſſen hinausgeſtimmt werden, wann das Vergnügen nicht verſchwinden ſoll.

A. Wer hat das jemals geläugnet? — Ich liebe die Dichtkunſt außerordentlich; aber ich würde es dem ſchlechten Dank wiſſen, der mir vom Morgen bis zum Abend, — Horaz, Klopſtock oder Ramler vorleſen wollte.

P. Recht, wiſſen Sie dann aber wohl, daß es mit allen Arten von Empfindungen eben die Bewandtniß hat?

A. Nun?

P. Und daß jede Empfindung, wann sie anhaltend ist, widrig wird.

A. Das habe ich alles schon im Vorhergehenden zugegeben. —

P. Also geben Sie auch die Folge zu, wann ich bitten darf!

A. Nehmlich?

P. Nemlich, daß, wann bey jedem zu weit getriebenen Vergnügen die Seele etwas Unbehagliches fühlet, — sie zugleich den Trieb hat, sich davon zu befreyen, und leicht die Ursache desselben entdecket. —

A. Ich sehe es Ihnen an Ihrer Miene an, Philantropus, daß es Ihnen sauer wurde, das heraus zu sagen, weil Sie das Gezwungene selbst fühlen. Empfindung von Unbehaglichkeit mag immer in der Seele seyn; aber woher der Unmuth eigentlich kömmt? das ist wohl das wenigste mahl deutlich. —

P. Wir wollen uns hier nicht darüber in allgemeine Untersuchungen einlassen, weil es unser Zweck nicht erfordert. — Fühlte Werther

ther nicht, — ſahe er es nicht ein, daß Lotte die Urſache ſeines Schmerzes ſey?

A. Daß er ſie nicht beſitzen konnte, war ihm ſchmerzlich, — nicht, daß er ſie liebte.

P. Immer daſſelbe! Sie werden doch Werthern nicht abſprechen, daß er nicht gemerkt hätte, ſein Schmerz werde ſchwinden, wann ſeine Liebe gegen ſie, oder beſſer: ſein heftiges Gefühl für ſie, abnähme? Leſen Sie die ganze Geſchichte des Werthers! — er wuſte recht wohl, daß ſeine tobende aufgebrachte Leidenſchaft für Lotten ihn zu Grunde richten würde; Es kam alſo nur darauf an, daß er Mittel gebrauchte, ſich davon zu befreyen.

A. Klingt alles nicht übel, — und doch bey der Anwendung! —

P. Dieſe wollen wir, wann es gefällt, bis morgen Nachmittag erſparen, da es jezt beynahe Mitternacht iſt. — — — — — —

*** *** ***

Alcimor war damit zufrieden, er ſchien nachdenkend; — doch hielt er ſeine Sache noch für keinesweges verloren. Unter dem Verſprechen,

mor-

morgen den Faden unſerer Unterredung da anzuknüpfen, wo wir ihn heute getrennt hatten, ſchieden wir von einander. — Guter Gott, dachte ich, wie wenige Nachfolger würde Werther haben, wann ſie ſich alle, wie Alcimor, Zeit nähmen, Ueberlegungen anzuſtellen. — Mögten ſie es doch! — — — — — —

Zweytes Geſpräch.

Alcimor. Alſo meynen Sie wirklich, Philantropus, Werther hätte bey allem ſeinem heißen halb genährten halb unterdrückten Gefühl gegen Lotten, bey aller ſeiner zarten gekränkten Empfindung vor Ehre, bey allen Ungewittern, die über ihn her ſtürmten, und jede liebliche Frucht, die aus ſeiner edeln Seele hervorkeimte, zerſtörten, — ſich dennoch mit glücklichem Erfolg den Umſtänden entgegenſetzen können? Was müſſen Sie doch für eine ſeltſame Theorie von der Liebe haben? — als wann die ſo ein Ding wäre, das ſich durch kaltblütige Sentenzen aus dem Herzen heraustreiben ließe, — oder das doch ſo matt, ſo langſam in demſelben herumſchleichen könne, wie die ſpäte Vernunft in dem Kopfe einer alten Matrone? — Werther kannte die Liebe beſſer. — Und da käme einer und ſagte zu ihm, ſeiner junger Herr, lieben iſt menſchlich, nur

müßt ihr menſchlich lieben, theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsſtunden widmet eurem Mädchen, berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr ich euch nicht, ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen. Etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage. Folgt der Menſch, ſo giebts einen brauchbaren jungen Menſchen, — nur mit ſeiner Liebe iſts am Ende. Oder was müſſen Sie für eine ungeheure Einbildung von den Kräften des Menſchen haben, der — ohngeachtet es ſich wie ein Vorhang vor ihm gezogen hat, ohngeachtet er ſich ſelbſt ermangelt und da ſteht, wie ein verlechter Eymer, wie ein verſiegter Brunn, — dennoch aus ſich ſelbſt Muth und Standhaftigkeit hernehmen könne, eine ſo große, ſo ſchwere Unternehmung zu Stande zu bringen. Werther wuſte es auch beſſer: manchmal habe ich wohl ſo einen Augenblick aufſpringenden abſchüttelnden Muths, und da, wenn ich nur wüſte wohin, ich ginge wohl.

P. Wann Sie die ganze Geſchichte Werthers durchleſen, ſo finden Sie, daß es ihm ganz ſo ergangen iſt, wie es einem jeden ergeht, deſſen Herzen ſich heftige, anhaltende Leidenſchaften bemeiſtern. Anfänglich iſt es nur eine ſchwache, ſüße, angenehme Empfindung, die ſich in das Herz einſchleicht. — Die Einbildungskraft leihet ihre Farben, um die Empfindung noch ſchöner auszumahlen, giebt dem geliebten Gegenſtande alle Vollkommenheiten, müſte ſie auch dieſelben aus allen Gegenden der Schöpfung zuſammen hohlen. — Da iſt keine Roſe ſo blühend, kein Purpur ſo glänzend, als die Wange und das Antlitz der Geliebten, keine Sonne ſo leuchtend, als die Augen, kein Gefilde am Frühlingsmorgen ſo lächelnd, als ihre Blicke, kein Nachtigallengeſang ſo bezaubernd, als ihre Stimme — ſie füllt alle Sinnen aus, alle Begierden, man hat keinen Wunſch als für Sie, kein Gebet, als an Sie, ſie erſcheint auf einſamen Spaziergängen, — ſie tanzet in Haynen, ſie ſchwebet in allen Geſchäften, in den Schatten des Traumes, in ihrer lieblichſten Geſtalt um die Scheitel und —

A. Halten Sie ein, Philantropus! ich verstehe, was Sie sagen wollen. — Werther hätte im Anfange, als sich die Empfindung für Lotten bey ihm einschmeichelte, behutsam und vorsichtig seyn und sich losreißen sollen. Aber was verband ihn dazu? Sie müssen, wie schon gesagt, besondere Begriffe von der Liebe haben?

P. Was ihn dazu verband? Hörte er nicht, als er das erstemal mit ihr zum Balle fuhr, daß sie schon versprochen sey? Hätte ihm das nicht genung seyn sollen, alle Wünsche nach ihr zu unterdrücken? — Wie würde es ihm denn wohl gefallen haben, wann er Albert gewesen wäre, und Albert seine Rolle gespielt hätte?

A. Das sagte sich Werther anfänglich alles selbst. Aber die Leidenschaft überraschte ihn.

P. Daraus sehen Sie, daß es mit dem: Sagen nicht genung war. — Werther hätte sie meiden, — fliehen müssen, und das unverzüglich.

A. Mit der Sentenz aus der Studierstube! Ja, da fliehe, wer da kann! Ueberdem hatte ja Werther keine böse Absicht auf Lotten. Sie ist

mir heilig, ſchreibt er, alle Begier ſchweigt vor ihr. —

P. Aber, er ſchreibt auch: ſchwach, ſchwach bin ich, und ſetzt ſehr gut hinzu, iſt Schwachheit nicht auch Sünde? —

A. Er ſpricht aber auch mit Wilhelm, der ihm zu fliehen rieth, von Schattirungen der Liebe. — Oder glauben Sie nicht, Philantropus, daß man ſich eine Liebe denken könne, die bey aller ihrer Wärme, Stärke und Aufrichtigkeit doch die geheiligten Bande der Ehe nicht zerreißen darf?

P. Das wäre ein Unglück, wenn man ſich eine ſolche Liebe nicht nur nicht denken könnte, ſondern wenn ſie nicht auch wirklich zu finden wäre. — Aber dergleichen Liebe bedarf keiner Schattirungen. Eine Liebe, die ſolche nöthig hat, mögte eher Begierde zu nennen ſeyn, — und damit iſt es gewiß gefährlich! Der hellſte Verſtand hat ſeine Verdunkelungen, und das beſte Herz ſeine ſchwache Seite, das vielleicht über die Schattirungen in aller Geſchwindigkeit wegſchlüpft. — Im Ernſte, mein Freund, — geiſtige Liebe,

Gefallen an den Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens iſt ruhig, fließet ſanft in dem Herzen, wie ein ſtiller Bach durch Fluren, und genießet durch Beſchauung fremder Vollkommenheiten in ſich ſelbſt Freude und Vergnügen; ſinnliche Liebe hingegen iſt unruhig, unſtät, heftig, iſt ſich ſelbſt nicht genung, —. ſucht Befriedigung außer ſich. Die ſinnliche Liebe, ſagt Rouſſeaus Julie, kann des Beſitzes nicht entbehren, und verliſcht durch denſelben; die wahre Liebe kann des Herzens nicht entbehren, und dauert ſo lange, als die Beziehungen auf einander, die ſie erzeugt haben. — Was war nicht für ein Aufruhr in Werthers Seele an dem Abende, da er der Lotte aus dem Oſſian vorlas, und ihre zitternde ſtammelnde Lippen mit wütenden Küſſen bedeckte! Daraus erhellet wenigſtens ſehr deutlich, daß geiſtige und ſinnliche Liebe ſehr genau an einander gränzen, daß der Uebergang von jener zu dieſer ſehr kurz, ſehr ſchnell ſey, und daß man alſo alle Behutſamkeit anzuwenden habe, der Gränze nicht nahe zu kommen, und ich halte es immer für ſehr gewiß:

wiß: man muß den Sinnen nichts gestatten, wenn man ihnen etwas versagen will. Aber gesetzt: Werther wäre vor allen Verirrungen sicher gewesen, so war die Heftigkeit seines Wunschs und die daher entstehende Unruhe schon Aufforderung genung für ihn, einen Gegenstand zu fliehen, bey dessen Anblick die Wärme in seiner Seele so leicht zu Flammen auflooderte.

A. Unglücks genung, daß so viele Umstände sich verbanden, Werthern aus aller Fassung zu bringen.

P. Umstände! Umstände! nun wir wollen doch sehen. — Werther hatte die Stärke, von Lotten zu fliehen, und sich in Geschäften bey einem Gesandten brauchen zu lassen. — Es war das freylich kein kleines Opfer, welches er der Nothwendigkeit brachte; indessen, er brachte es doch, er reiset fort; er schreibt: — Geduld, Geduld, es wird besser werden; denn ich sage dir, Lieber, du hast Recht; seit ich unter dem Volke so alle Tage herum getrieben werde, und sehe, was Sie thun, und wie Sie's treiben, steh ich viel besser mit

mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, ſo liegt Glück oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts ſo gefährlich, als die Einſamkeit. — Unſere Einbildungskraft durch ihre Natur gedrungen, ſich zu erheben, durch die phantaſtiſche Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles außer uns herrlicher erſcheint, jeder anderer vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir dann auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. — Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, — das Geſchöpf unſerer ſelbſt. Wer ſo viel über ſich vermogte und ſo vernünftig raiſonniren kann, der hätte gewiß mehr gekonnt, wenn er gewollt hätte, wenn es ihm Ernſt

gewe-

geweſen wäre. Aber kaum hat er ſich aus der Leidenſchaft heraus geriſſen, kaum hat er die Feſſeln von ſich geworfen, ſo kehrt er wieder freywillig in dieſelben zurück.

A. Daran war eben das verdrießliche Geſchicke mit dem Geſandten Schuld. Dadurch ward ihm der Ort, nach den er ſich vor Lotten geflüchtet hatte, verhaßt, da flohen alle Freuden von ihm, die er in Geſchäften, in Würde und Anſehen gehoft hatte, und damit verloren zugleich alle Mittel, die er der Liebe gegen Lotten entgegenſetzte, ihre Kraft, ihre Wirkung, — und nun muſten freylich in der leeren, alles Glücks, aller Vergnügungen beraubten Seele, die angenehmen Bilder des Vergangenen wieder erwachen, ihr willkommen ſeyn, ſie mit allen Kräften nach ihnen hinſtürzen, ſie zu umfaſſen, ſie liebzukoſen, und durch ihre finſtere Schatten hindurch zu dringen, nach dem geliebten Originale — es zu beſitzen, ſich zu eigen zu machen.

P. Das war wieder ein Fehler von Werthern. Wenn ſein Geſandter Schwachheiten beging und ſeinen Subordinirten darunter leiden ließ, —

wenn dieſer ihn überſah, je nun, ſo hätte der auch ſo klug und großmüthig ſeyn, und nachgeben ſollen. — Es iſt nun ſchon einmal ſo, daß Vornehme, Leute von Stande, wenn ſie Thoren ſind, das Recht haben, es gewöhnlicherweiſe ungeſtöhrt zu ſeyn, und fein lange in ihrer Lage zu bleiben, — da hingegen niedrige, gemeine Thoren entweder bald den Kopf zerſtoßen, oder bald von ihrer Krankheit geheilt werden. Wenn nun da ſo einem erlauchten Manne ein Subordinirter und noch dazu von niedrigerem Stande in die Quere kömmt? ja da gehts nimmer gut! — da hätte Werther weltklug ſeyn ſollen, — hätte ſich ſchon nicht ſollen die Mühe verdrießen laſſen, ſeinem Geſandten mit beſſeren Worten, reineren Partikeln und Bindewörtern fleißig aufzuwarten. Wanns damit gut geweſen wäre! — — — — Aber nehmen Sie mirs nicht übel, Alcimor! die jungen Leute nennen oft Chikanen, was keine ſind; ſie haben gemeiniglich ihre eigene Welt im Kopfe; iſt es nun außer dem anders, ja dann iſt die Geduld aus, dann iſt alles um ſie her Nacht und Verderben! — ſie haben ihre Plans, ihre

Pro-

Projekte, die hauchen lauter Wirkſamkeit, Aktivität, Wohl für das menſchliche Geſchlecht, und die ſollen alle auf einmal ausgeführt ſeyn. — Alles andre iſt klein, unwürdig, verächtlich, verdient nicht, daß man ſich damit zu thun macht. Die guten Jungens bedenken nicht, daß zu einer großen That viele kleine gehören, die einzeln und vor ſich allein ſehr unbedeutend ausſehen, die aber alle nöthig ſind, um eine große That zu bewirken. — Wenn der große Feldherr nicht alle die kleinen militairiſchen Uebungen verſteht, und unter ſeiner Aufſicht fleißig verrichten läßt, ſondern dächte: je was, ob der Kerl die Flinte ſo oder anders nimmt, ob er gerade oder von der Seite ſteht, den Arm beym Laden ſo oder ſo ausſtreckt, und dann käme eine ganze Armee zur Schlacht zuſammen, davon es ein jeder machte, wies ihm gut deucht? — da würde was Schönes werden, und unſrer Helden mögten wohl wenigere ſeyn. Wenn nun da ein geſetzter, kluger Mann kömmt, der da weiß, wozu es nützt, auch in Kleinigkeiten genau und pünktlich zu ſeyn, und tadelt da die eigenwilligen Köpfe, die alles nach

ihrem Sinne machen, ſo nennen die das: lächerlich, unerträglich, umſtändlich, wie eine Baaſe, und wollen aus der Haut fahren. Werther erkannte recht gut, daß Unterſchied der Stände, Subordination ſeyn müſſe, — nur ſollten ſie ihm nicht eben gerad im Wege ſtehen, wo er noch ein wenig Freude, ein wenig Schimmer von Glück auf dieſer Erde genießen könnte. Im Grunde lag es alſo immer daran, daß Werther ſeinem Vergnügen ſogar nichts abbrechen wollte, daß alles ſo gehen ſollte, wie es ihm gefiel. Wie leicht hätte es ihm, einem Manne von ſo guter Einſicht, werden können, ſich über kleinere ſcheinbare Vergnügungen zu größern, zu wahren zu erheben, und darinnen ſich als eine ſtarke, große Seele zu fühlen?

A. Nun und worinnen ſollten denn die größern wahren Vergnügungen beſtanden haben?

P. Worinnen? Iſt es nicht eine große, wahre Freude, das edle Gefühl der Selbſtbeherrſchung, der Arbeitſamkeit, des Dienſteifers, des Nachgebens, in ſich zu tragen? Mit welch einem

Ent-

Entzücken würde der leicht, der ſtark empfindende Werther ſeine Seele beſchauet haben, in der ſo trefliche Tugenden reif geworden!

A. Mit den Tugenden, die ſo ganz durch keine glückliche Umſtände genährt, durch keine Belohnungen gehoben werden, — iſt es ſo gar herrlich nicht. So wie die Anlagen dazu durch eine glückliche Himmelsgegend und gute Organiſation in dem Menſchen gemacht werden, ſo werden ſie durch glückliche Umſtände erlangt und weiter ausgebildet. — Ein lieblicher Blick, der uns Beyfall zuwinkt, ein freudiges Lächeln bey unſern Bemühungen, eine ſanfte theilnehmende Thräne bey unſern Schwachheiten oder Beſchwerden, — o das ſtärkt, das ermuntert, das belebt, und bläſet jeden Funken des Guten, der in unſrer Seele glimmt, zu einem hellen Lichte an, das ſie ganz erleuchtet, erwärmet, und Früchte hervortreibt, die oft durch die Bewunderung der Welt, ſtets aber durch ihre eigene Süßigkeit unverwelklich ſind.

P. Das war auch gar nicht der Fall bey Werthern. War gleich der Geſandte nicht der, welcher

A. Halten Sie ein, Philantropus! ich verſtehe, was Sie ſagen wollen. — Werther hätte im Anfange, als ſich die Empfindung für Lotten bey ihm einſchmeichelte, behutſam und vorſichtig ſeyn und ſich losreißen ſollen. Aber was verband ihn dazu? Sie müſſen, wie ſchon geſagt, beſondere Begriffe von der Liebe haben?

P. Was ihn dazu verband? Hörte er nicht, als er das erſtemal mit ihr zum Balle fuhr, daß ſie ſchon verſprochen ſey? Hätte ihm das nicht genung ſeyn ſollen, alle Wünſche nach ihr zu unterdrücken? — Wie würde es ihm denn wohl gefallen haben, wann er Albert geweſen wäre, und Albert ſeine Rolle geſpielt hätte?

A. Das ſagte ſich Werther anfänglich alles ſelbſt. Aber die Leidenſchaft überraſchte ihn.

P. Daraus ſehen Sie, daß es mit dem: Sagen nicht genung war. — Werther hätte ſie meiden, — fliehen müſſen, und das unverzüglich.

A. Mit der Sentenz aus der Studierſtube! Ja, da fliehe, wer da kann! Ueberdem hatte ja Werther keine böſe Abſicht auf Lotten. Sie iſt

ſen, ſich vor uns zu verleugnen! — Das iſt auch zu weit getrieben. Es iſt nun ſchon einmal ſo in unſrer Welt, daß ſich fein gleich und gleich geſellen muß. Und das hat ſeinen guten Nutzen. Erſtlich, wenn der gute ehrliche Bürgersmann viel in Geſellſchaft von vornehmen Standesperſonen wäre, ſo würde er, da er ſo ſchon ſehr zum Nachahmen geneigt iſt, ſich ſehr leicht Geberden, Reden und ein Betragen angewöhnen, wodurch er, wann er in Geſellſchaft von ſeines Gleichen zurückkehrte, lächerlich werden könnte. Dazu mögte er auch oft, da er mit den feinen Sitten nicht bekannt iſt, den Reſpekt vergeſſen, den er Perſonen von Stande ſchuldig iſt. Dagegen vornehme Standesperſonen, wenn ſie ſich viel in bürgerlicher Geſellſchaft befänden, könnten gar leicht das ihrem Range eigne, anſtändige Betragen im Reden und in Geberden verlernen, und ein gewiſſes gemeines, demüthiges Weſen annehmen, wodurch es im Publikum leicht zweifelhaft werden könnte, ob ſie wirklich von Stande wären, und das würde lauter Unordnung im Staate anrichten.

A. Ich glaube doch nicht, daß Sie Satyren machen? — Werther war doch wohl etwas mehr und beſſer, als ein guter ehrlicher Bürgersmann, und kann man denn nicht mit jemanden umgehen, ohne ſich gemein zu machen?

P. Man könnte wohl, — aber —

A. Aber man will nicht?

P. Je nun ja, — man will nicht. Aber glauben Sie nicht, daß ich alles auf einen Stand ſchieben werde. Der eine ſündigt durch eine zu große Zurückhaltung, Entfernung, — der andre durch eine zu große Zudringlichkeit. Der Adeliche fehlt darinnen, daß er ſeinem Stande zu viele Vorzüge, einen zu großen Werth beylegt, und zu verlieren fürchtet, wenn er ſich in andre Stände miſcht, — der Bürgerliche darinnen, daß er dem ſeinigen zu wenig Vorzüge beymiſſet, und zu gewinnen hoffet, wenn er ſich über ſeinen Rang erhebt. Aber das mag ſeyn, wie es will, — ſo erfordert es doch immer die Klugheit, ſich in dergleichen Umſtände zu ſchicken. — Mein liebſter Freund, wenn ſich ein jeder, mit dem heute ſein Vorgeſetzter unter vier oder ſechs Augen vertraulich

traulich ſpricht, der ihn morgen in einer groſſen Geſellſchaft nicht anſieht, thut, als wenn er ihn nicht kennte, todt ſchieſſen wollte, — ich glaube, — wir lebten vielleicht alle beyde nicht mehr! —

A. Verändern Sie doch nicht die Umſtände! Hat ſich Werther denn darum erſchoſſen? Das kränkte ihn nur, — quälte ihn nur, machte ihm nur das Leben verhaßt. — Aber ſeine unglückliche Neigung gegen Lotten gab der Sache den Ausſchlag.

P. Gut, da hätte er nicht wieder hingehen ſollen. Das war eben das Unglück. Konnt' er doch hinlaufen, wohin er wollte, nur bey Lotten nicht! warum gerade da? Sagen Sie mir, was zwang ihn dazu? —

A. Die Liebe.

P. Die Liebe? — Die Leidenſchaft, ſagen Sie! — nicht die Liebe. Wahre Liebe zu Lotten hätte ihn von ihr entfernt, die hätte ihn gelehrt, ſie nicht zu beunruhigen und durch ſeine Begierden zu ängſtigen. — Er wuſte, daß für ihn gar keine Hofnung mehr war. Nur eine chimäriſche Phantaſie konnte ſie ihn in Alberts Tode finden laſ-

ſen. — Die führte ihn an Abgründe, vor welchen er ſelbſt zurückbebte, und denen er ſich nie mehr hätte nähern ſollen. Ich darf es Ihnen, der Sie die Leiden des jungen Werthers ſo fleißig geleſen, wohl nicht erſt ſagen, daß alles, was Werther dachte und ſagte, übertrieben, übergeſpannt war. Mit aller Ehrfurcht vor Lottens trefliche Eigenſchaften, glaube ich doch wohl behaupten zu können, Werther habe ſie mit ſeiner alles vergrößernden Einbildungskraft angeſehen.

A. Was die Sache ſcheint, iſt ſie —

P. So lange man dem Scheine folgt, — aber der Schein —

A. Trügt, wollen Sie ſagen, — Sie meynen alſo, Werther habe an Lotten ſollen Unvollkommenheiten zu entdecken ſuchen. — Glauben Sie wohl, daß er welche gefunden hätte?

P. — Vielleicht, vielleicht auch nicht. Indeſſen, eine ruhige Ueberlegung würde ihn bey aller Hochachtung gegen Lotten wohl haben vermuthen laſſen, daß es noch ihres gleichen in der Welt giebt, und daß er noch wohl vielleicht eine andre Lotte finden könne.

A. Wahr-

A. Wahrhaftig, eine leichtſinnige Liebe!

P. Ich denke, eine vernünftige! — Was ſo oben hinausbrauſet, fällt, ehe man es ſich verſieht, ganz tief, tief wieder zurück. Alles Heftige, Uebertriebene iſt widernatürlich und alſo unbeſtändig. Was beſtändig ſeyn ſoll, muß ebenmäßig in unſrer Seele fortfließen. Alles, was die Gränzen der Mäßigung überſtrömet, welche die Natur gemacht hat, — iſt dem durch das Fieber erhitzten Blute gleich, welches entweder, wann es ausgetobt hat, ruhiger fließt, — oder die Nerven zerreißt und den Tod herbeyführt. Und ſo würde Werther, wenn ſich ſeine Einbildungskraft beruhigt hätte, an Lotten wohl noch immer ein gutes liebenswürdiges Mädchen, aber nichts weniger als eine Göttinn, geſehen haben.

A. Wenn ſich ſeine Einbildungskraft beruhigt hätte, — je nun, und warum hat ſie ſich denn nicht beruhigt?

P. Weil Werther keine Mittel dazu gebraucht hat. Hätte er gearbeitet, — Umgang von guten Freunden geſucht, — alles gemieden, was ſeinen Sinnen und ſeiner Einbildungskraft zu viel

Nahrung gegeben, — auch lieber auf etliche Jahre, bis er kaltblütiger geworden, — seinen Homer, Oßian und sein Zeichnen weggeworfen, — statt deſſen Heraldik oder Chronologie ſtudiert, ich denke, — Lottens Bild hätte ſchwächer in ſeiner Seele werden ſollen. —

A. Was das nun alles iſt. — Wäre er lieber wie Diogenes in ein Faß gekrochen, — hätte, wie ein Wilder, Wurzeln und Kräuter gegeſſen und Waſſer getrunken, und ſich wie jener große Kayſer die Zeit mit Fliegenfangen vertrieben. —

P. Doch immer beſſer als ſich todt geſchoſſen. Er hätte in dem Falle nur immer als ein kluger Menſch gehandelt, der kleinere Güter für größere, Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft für Leben, Ruhe und Dienſte gegen das menſchliche Geſchlecht aufopferte. Aber dazu war Werther ja noch nicht gezwungen. Vors erſte, wäre ihm im Fall der Noth ſchon geholfen geweſen, wenn er ſich eine andre Lotte geſucht hätte.

A. Sie machen mich böſe. Als wenn die Lotten ſo häufig in der Welt wären, daß man ſie

beym

beym erſten Suchen ſogleich finden könnte! Und dann hätte er es eben ſo gemacht.

P. Es war ja nicht nothwendig, daß es ihm eben ſo unglücklich gehen muſte. Nun, und wollte das alles nicht helfen, ſo kam es immer wieder darauf hinaus, daß Werther ſeine zu große Sinnlichkeit mäßigte, und nicht mit ſeinem Herzen wie mit einem kranken Kinde umging, und ihm allen Willen that.

A. Ich ſehe wohl, ich werde mit Ihnen nicht fertig. Sie behaupten alſo veſt, Werther hätte nicht ſo handeln dürfen, wie er gehandelt hat?

P. Veſt, — wenn er nur anders hätte handeln wollen. Und um den Streit auf einmal zu endigen, ſo erkläre ich mich: — anfänglich hätte es Werthern wenig Mühe gekoſtet, ſich los zu machen; — mit der Länge der Zeit mehr, — doch wäre es ihm, wie Sie aus allen Umſtänden geſehen haben, bey allem eignen Gefühl ſeiner Unbehaglichkeit, bey Wilhelms Zureden, bey Lottens Bitten, Alberts Verdruſſe, — ſehr möglich geweſen. Es war alſo immer ſeine Schuld, daß er die Leidenſchaft ſo ſehr anwachſen

ließ. — Denn freylich, wenn in einem Hauſe, wo Pulver aufbewahrt wird, mit dem Feuer ſo unvorſichtig umgegangen wird, daß Funken auf das Pulver fallen, — muß denn nicht das Haus in die Luft geſprengt werden? Alſo, da alle Urſachen zu Werthers Untergange vorher nicht verhütet worden, muſte er untergehen. — Geben Sie das alles zu?

A. Das wohl. — Aber in den Umſtänden handelte Werther doch klug? —

P. Klug? Was wollen Sie damit ſagen? Klug, daß er ſich erſchoß?

A. Was war er weiter auf der Welt nütze? — Für ihn war kein Vergnügen mehr. Auch war er außer Stande, der Welt zu dienen. Alſo fort! war das Beſte.

P. Mein Alcimor, ſo denken Sie nicht. Warlich nicht. Kann ein Menſch, dem es in der Liebe unglücklich geht, — geſetzt, ganz ohne ſeine Schuld, — kein Vergnügen weiter haben? — gar nicht der Welt mehr nützen? — Es frägt ſich nicht, ob er es wirklich hat, ob er der Welt wirklich nützt, ſondern nur, ob er nicht

könnte. Dies müſten wir leugnen können, wenn wir den Selbſtmord klug nennen wollten.

A. Der war doch nur das einzige Mittel, ſein Unglück zu endigen, und zu einem beſſern Zuſtand überzugehen, — und war das, wer wollte zweifeln, daß das Mittel dazu mit Klugheit gewählt wurde. Ich rufe Ihnen zu, wie Werther ſeinem Wilhelm: Behüte Gott, daß du lacheſt, iſt das zum Lachen, wenn uns wohl wird?

P. Mein liebſter Freund, — das iſt alles zu allgemein geſprochen. Wenn Sie behaupten wollen, der Selbſtmord war das einzige Mittel, ſein Unglück zu endigen, — ſo müſſen Sie vorher viele Fragen beantworten. — Erſtlich konnte Werther weiter kein Vergnügen genießen? Ich habe Ihnen ſchon im Vorhergehenden geſagt, daß es noch größere, beſtändige Vergnügungen für ihn gab, daß er durch ſein Genie, durch ſeinen Muth und Fleiß, und durch ſein der Freundſchaft ofnes Herz der Welt viele, große Dienſte hätte leiſten können. — Ferner, müſſen Sie Ihre Gedanken über den Zuſtand nach dem Tode erklären. Drey Fälle ſind möglich. Entweder der

Tod zernichtet gänzlich, — oder er beraubt nur auf einige Zeit des Bewußtſeyns, oder wir fahren ununterbrochen fort, uns unſeres Zuſtandes bewußt zu ſeyn. Im erſteren Falle würde der Selbſtmord klug genannt werden können, wenn die Summe unangenehmer Empfindungen die angenehmen überträfe, — und das, wohl zu merken, auch mit ruhiger Ueberlegung ausgemacht wäre, denn die bloße Empfindung und die alles vergrößernde Einbildungskraft mögten hier wohl nicht unpartheyiſch entſcheiden! — aber, wer traut ſich das zu berechnen, ohne zu fürchten, er werde ſich in ſeiner Rechnung betrogen finden; überdem müſte man von einer Vernichtung, ich will nicht ſagen: Gewißheit, wenigſtens Wahrſcheinlichkeit, haben; — aber eine gänzliche Vernichtung wahrſcheinlich zu finden, iſt nicht alles darwider, Alcimor? — Im zweyten Falle, wenn die Seele auf einige Zeit ihres Bewußtſeyns beraubt wäre, würde während dieſes Zuſtandes eben das Statt finden, was ich im Falle der Vernichtung geſagt habe. — Wann nun aber das Bewußtſeyn ſich wieder einfindet, oder wir den dritten

Fall

Fall annehmen, daß es gar nicht unterbrochen wird, dann mögte ich mir wohl Ihre Theorie über die Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit eines Geiſtes überhaupt, und insbeſondere, nach dem Tode, ausbitten. Erſtlich beſtehet die Glückſeligkeit eines Geiſtes nicht in demjenigen Bewußtſeyn der Stärke, ſeine Empfindungen und Neigungen ſo zu ordnen, wie es der Werth der Dinge, worauf ſie gehen, verdienet? — Ich weiß nicht, ob ich mich verſtändlich ausdrücke? — Exempel werden die Sache klar machen. Der Genuß eines kühlenden Getränks im Sommer hat einen außerordentlichen Reiz für unſre Sinnen, und verdient in ſo fern begehrt zu werden; — aber unſre Geſundheit iſt noch mehr werth, — haben wir nun in dieſem Falle die Stärke, unſre Begierde zu mäßigen, ohne durch äußere Umſtände dazu genöthigt zu ſeyn, ſo trägt das zu unſerer Glückſeligkeit bey, nicht blos in Anſehung der guten Folgen, die daraus für unſre Geſundheit entſtehen, ſondern hauptſächlich in Anſehung des Bewußtſeyns, daß wir unſrer vernünftigen Natur gemäß gehandelt haben. —

Und ſo gehen Sie alles durch! — ſo finden Sie, daß Glückſeligkeit immer in dem Bewußtſeyn eigner Stärke beſtehet, kleinere Güter größeren aufzuopfern. Die Liebe zum Leben iſt ein Gut, das unſres Wunſches und unſrer Sorgfalt allerdings werth iſt, aber nun kömmt der Fall, daß wir unſer Leben aufopfern ſollen, um unſre Familie, unſer Vaterland zu retten. Sind wir nun da feig, ſo müſſen wir nicht allein den Untergang derſelben mit anſehen, und, wann wir nicht Unmenſchen ſind, mit Schmerzen empfinden, ſondern auch noch den beſchämenden Gedanken in uns tragen: du warſt zu unedel, zu niedrig geſinnt, um andre viele glücklich zu machen. Wenn nun alſo unſre Neigung, anſtatt auf größere Güter gerichtet zu ſeyn, — die kleineren vorzieht, ſo ermangeln wir nicht nur allezeit desjenigen beſſern und größern Vergnügens, welches mit jenen ihrer Natur nach verbunden iſt; denn das Vergnügen, ſich ſelbſt beherrſcht zu haben, iſt doch wohl größer, als das Vergnügen irgend eines ſinnlichen Genuſſes, — ſondern wir haben auch noch überdem das unangenehme

Bewußtſeyn, daß wir unſrer vernünftigen Natur zuwider gehandelt haben, — und welches, wäre es auch nicht Bewußtſeyn, doch immer ein unbehagliches Gefühl iſt, welches trotz aller Bemühungen, es nicht aufzuklären, doch immer in der Seele bleibet. Noch mehr, ſind wir gewohnt, kleinere Güter, — und das ſind die der Sinnen und der Einbildungskraft, — den größeren vorzuziehen, ſo entzündet ſich in unſrer Seele nach und nach eine Heftigkeit, die uns unwiderſtehlich zu dieſen Gegenſtänden hintreibt; Heftigkeit iſt an ſich ſchmerzlich, weil ſie widernatürlich iſt, ſie wird es um ſo mehr, da ſie nie befriedigt werden kann, und noch immer andre unerfüllte Wünſche für beſſere Güter, welche doch niemand gänzlich ausrotten kann, in der Seele zurückbleiben. Und ſo fliehet alle Ruhe, Zufriedenheit und Glückſeligkeit aus dem Herzen. Sehn Sie, das iſt meine Theorie von der Glückſeligkeit; — kömmt die Ihrige damit überein?

A. Vollkommen. Denn die Stärke, kleinere Güter für größere aufzuopfern, iſt unentbehrlich, ſowol bey dem Mangel der erſtern, da ſonſt

offenbar der Menſch unglücklich ſeyn müßte, wenn er nicht die Begierde nach denſelben mäßigen könnte, als auch bey dem Genuß derſelben, durch den er ſich nothwendig ins Verderben ſtürzen muß, wenn er ihn übertreibt.

P. Dieſe Theorie von der Glückſeligkeit bleibt auch bey allen verſchiedenen Meynungen gewiß, welche man über die Natur der Seele deſſen, was in uns denkt, haben mag. Sie mag einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn, — kurz, es muß eine Ordnung, — Uebereinſtimmung unſrer Empfindungen und Neigungen, die dem Werthe der Dinge gemäß iſt, in uns ſeyn, wenn wir ruhig, vergnügt, glückſelig ſeyn ſollen. Daß das wahr ſey, fühlen wir, und ein jeder, denke ich. Wenn Sie nun hierinnen mit mir einerley Meynung ſind, ſo ſagen Sie mir nun auch, mein Lieber, was machen Sie ſich für Gedanken von einer zukünftigen Glückſeligkeit? Da ſie in uns iſt, in unſrer Denkungsart und unſern Neigungen beſteht, werden wir nicht nach dem Tode fortfahren, dieſelben Gedanken, Neigungen zu haben? und werden wir alſo nicht durch dieſelben

ſelben glücklich oder unglücklich ſeyn, wie wir es hier waren?

A. Wir reden als Philoſophen, mein Freund, die blos aus der uns bekannten Natur der Dinge Vermuthungen über die Zukunft wagen. Alſo — meine Meynung! — Eine Vernichtung! wer kann die, ich will nicht ſagen: glauben? ſondern nur vermuthen? Unterbrochenes Bewußtſeyn nach dem Tode könnte ſeyn; — dadurch könnten denn viele ehemalige Bilder, Gedanken in der Seele, erlöſchen.

P. Daran zweifle ich, mit Ihrer Erlaubniß. Im Schlafe fehlt uns das Bewußtſeyn; — morgen ſind doch alle ehemalige Bilder, Gedanken wieder da; und wodurch ſollten ſie auch erlöſchen? Durch eigne Thätigkeit? dann hat die Seele Bewußtſeyn; — durch eine fremde Kraft, ohne alle Anwendung der ihrigen? Alcimor, das zu glauben, iſt wider alle Begriffe von der Seele und wider unſre Theorie von Glückſeligkeit. — Alſo, wann ſich das Bewußtſeyn bey der Seele wieder einfindet, ſo iſt ſie immer noch da, wo ſie vorher geweſen iſt, — in dem glücklichen oder

unglücklichen Zuſtande, worinnen ſie ſich ehedem befand; und iſt das Bewußtſeyn ganz ununterbrochen, ſo dauern natürlicherweiſe auch immer die ehemalige Denkungsart, Neigungen fort.

A. Aber wiſſen Sie denn auch wohl, daß unſre Gedanken und Wünſche durch die Gegenſtände, welche uns vorkommen, beſtimmt werden? Wenn alſo der Seele nach dem Tode andre Gegenſtände vorkommen, als hier, ſo wird ſie auch anders denken und wollen, als hier; nehmen Sie nun dazu, daß dort größere und beſſere Vergnügungen als hier ſeyn werden, ſo ſehen Sie wohl; — man kann dort leichter glücklich werden, als hier. —

P. Wenn uns auch andre Objekte vorkommen, ſo gehört doch immer die Stärke in der Seele dazu, ſich dadurch lenken zu laſſen. Iſt die hier nicht ohne eigne Anſtrengung zu erlangen, wie dort? Mit jeder Wiederholung wird die Neigung ſtärker, — und alſo mögten wohl die größeren Vergnügungen, die in einem künftigen Zuſtande ſeyn können, nicht viel Gewicht für den haben, der ſie hier nicht den kleineren vorziehen wollte.

wollte. Ueberdem müſte doch der, welcher nach dieſer Meynung handeln und für klug gehalten werden wollte, wo nicht Gewißheit, wenigſtens Wahrſcheinlichkeit haben, — und wie ſteht es darum?

A. Die Wahrſcheinlichkeit, daß ein künftiger Zuſtand beſſer als der gegenwärtige ſeyn werde, iſt offenbar. Arbeitet nicht alles in der ganzen Natur unaufhörlich zu höherer Vollkommenheit hinauf? — Giebt uns nicht die Geſchichte der Menſchheit einen augenſcheinlichen Beweis davon? und iſt es alſo nicht zu vermuthen, daß der Tod den Menſchen ſeiner Vollkommenheit näher bringen werde? —

P. Ich verehre den Satz, daß ſich alle Weſen zu höherer Vollkommenheit entwickeln. Aber genau geredet, heißt er doch nichts weiter, als: alles hat eine Kraft, vollkommner zu werden. Ob ich nun gleich gern zugebe, daß dieſe Kraft nicht todt und unwirkſam iſt, — ſo kömmt es doch hauptſächlich auf ihre eigne Erhebung und Bemühung an, wie vollkommen ſie werden will; — und wir ſind alſo immer da, wo wir ge-

geweſen ſind! — Glückſeligkeit beſtehet in Bewußtſeyn eigner Stärke, ſo zu begehren zu verabſcheuen, als es der Werth der Dinge fordert. — Ueberdem mir ſcheint die S ganz anders. — Gedanken, Begierden, S gungen ſind in der Seele, ſind in derſel wenn auch kein Eindruck mehr von außen ſchieht, der ſie veranlaßt hat. Nun ſind di ben allezeit unbehaglich, wenn ſie nicht befrie werden; ſie müſſen aber unbefriedigt bleil weil nach dem Tode keine Gegenſtände für Sinne, wenigſtens die nicht ſind, welche die Begierde auf ſich zogen. — Das auf gegenwärtigen Fall angewandt. — Ko Werther, die Sache vernünftig überlegt, d ſeine Ermordung Beſſerung ſeines Zuſtandes warten? — Vernichtigung glaubte er nicht. Sein Wunſch, ſein Verlangen, Lotten zu l ßen, war ſeine Qual; von dem muſte er ſeyn, wenn er ruhig werden ſollte. Konnt hoffen, es werde ihn nach dem Tode verlaſſen? das geliebte Bild werde aus der Seele weic der es ſich ſo tief, ſo tief eingeprägt? —

will dieſen Gedanken nicht weiter verfolgen, — Sie ſehen, was ſich alles daraus ſchließen läßt, und ſind, wie ich hoffe, überzeugt: die kalte Ueberlegung giebt niemanden das Mordgewehr in die Hand.

A. Aber Werther überlegte mit ganz ruhiger, kalter Empfindung.

P. Mit ruhiger, kalter Empfindung! ich wollte lieber ſagen: mit ſtumpf gewordener Empfindung. — So wie das Gift immer noch Gift iſt, wenn es gleich alle Eingeweide ſchon ſo zernagt hat, daß die Schmerzen nicht mehr gefühlt werden, ſo war Werthers Empfindung noch immer heftig, wenn gleich ſeine Kräfte ſchon ſo erſchöpft waren, daß es ſchien, er empfände ganz mäßig.

A. Er führt Gründe für den Selbſtmord an!

P. Ein Beweis wider ihn, — daß man immer noch erſt die Einwilligung der Vernunft haben müſſe, und nicht ſo geradezu nach Empfindung handeln dürfe. Aber, was waren das für Vernunftsgründe? Sehn Sie, es giebt zweyerley Arten von Beweisthümern in der Welt:

einige ſind gleichſam ſchon in unſerer Vernunft und treiben uns an, ſo und nicht anders zu denken und zu thun; andere bürden wir erſt unſrer Vernunft auf, wenn die Begierden mit den erſtern nicht zufrieden ſind, und wir uns heimlich ſchämen, ohne Vernunftsgründe zu handeln. Und zu dieſer letzteren Art mögten wol Werthers Gründe für den Selbſtmord gehören. — Mich deucht, folgende ſind es: „Al„dem Daſeyn eines einzigen Geſchöpfs ſei„ſo wenig gelegen!„ Geſetzt! je nun, ſo iſt doch etwas daran gelegen! Aber gewiß fand ſich dieſes Argument erſt bey Werthern ein, als es ihm empfindlich geworden, nicht auf die ihm eigne Art in der Welt thätig zu ſeyn, „die„Natur dränge durch das Leiden, das ſie„auflege, zum Tode,„ iſt offenbar ein Satz den er aus ſeiner ſehr unregelmäßigen Empfindung gemodelt, — und auf die Art will ich alle Laſter in der Welt vertheidigen, die verworfenſte Wolluſt, die niederträchtigſte Ungerechtigkeit — Verrätherey, Meineyd und Todtſchlag ſetzen im geſammt Begierden voraus, die ſo lange die Na-

tur drängen, bis ſie unterliegt, — und dann iſts um Ordnung, Enthaltſamkeit, Gerechtigkeit und alle Pflichten geſchehen. —

A. Werther widerlegt die Gründe gegen den Selbſtmord!

P. Widerlegt? — macht Ausflüchte, Trugſchlüſſe, — „wenn Anſtrengung Stärke iſt, „warum nicht auch Ueberſpannung?„ Haben Sie je einen ärgern Trugſchluß gehört? — Weil die Ueberſpannung widernatürlich iſt, die Seele aus ihrem ruhigen Gleichgewichte reißet, und ſie eben dadurch ſchwach macht. — Eben ſo falſch: den Selbſtmord als ein Werk einer ſtarken Seele anzuſehen, da doch offenbar iſt, ſie iſt ſo klein, ſo ſchwach, daß ſie ſich nicht einmahl von einer Begierde losmachen will. — Und wozu das alles, mein liebſter Freund? Nach unſrer vorausgeſetzten Theorie von Glückſeligkeit, und nach den wahrſcheinlichſten Ausſichten in die Zukunft, kann uns nichts in der Welt berechtigen, uns das Leben zu nehmen, in der Hofnung, dadurch zu einem glücklichern Zuſtand zu gelangen. — Man hat aber noch

außerdem viele gute Gründe wider den Selbſtmord, die ich nirgends ſo ſchön und ſo nachdrücklich geſagt gefunden habe, als in dem Briefe des Mylord Edwards an den Saint Preux. Dieſer meldet dem Mylord ſeinen Entſchluß, ſich das Leben zu nehmen, vertheidigt denſelben ſehr ernſtlich, und bittet den Eduard, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Da des Saint Preux Umſtände ſo viele Aehnlichkeit mit Werthers haben, ſo will ich Ihnen die hauptſächlichſten und paſſendeſten Stellen vorleſen. Daraus, wie ihn der Mylord widerlegt, erhellen zugleich St. Preux Gründe für den Selbſtmord; ich darf ſie alſo nicht beſonders anführen. —

„Du, der du einen Gott, die Unſterblichkeit der Seele und Freyheit des Menſchen „glaubſt, du denkeſt doch ohne Zweifel wohl „nicht, daß ein verſtändiges Weſen von ohngefähr einen Leib bekomme, und auf die Welt „geſetzt werde, blos um da zu lebeu, zu leiden und zu ſterben. Es hat doch wohl das „menſchliche Leben vielleicht eine Abſicht, einen „End-

„Endzweck, einen ſittlichen Gegenſtand? — —
„Es iſt dir alſo nach deiner Meynung erlaubt,
„daß du aufhören darfſt, zu leben? Der Be-
„weis davon iſt ſonderbar, nemlich: weil du
„Luſt haſt, zu ſterben. Gewiß, das iſt doch
„ein ſehr bequemer Beweisgrund für die Bö-
„ſewichter. Sie müſſen dir für die Waffen
„ſehr verbunden ſeyn, die du ihnen darreichſt.
„Es wird keine Miſſethat mehr geben, die ſich
„nicht durch die Verſuchung, ſolche zu bege-
„hen, rechtfertigen, und ſobald die Heftigkeit
„der Leidenſchaft über den Abſcheu vor dem
„Verbrechen die Oberhand behalten wird, ſo
„werden ſie in der Begierde, Böſes zu thun,
„auch das Recht dazu finden. — Es iſt dir
„alſo erlaubt, daß du aufhören darfſt, zu le-
„ben? Ich mögte wohl wiſſen, ob du ange-
„fangen haſt? Wie! wurdeſt du auf die Welt
„geſetzt, um daſelbſt nichts zu thun? Legte dir
„der Himmel mit dem Leben nicht auch eine Ar-
„beit auf, die du vollbringen ſollteſt? Wenn
„du dein Tagewerk vor Abends gemacht haſt:
„ſo ruhe den übrigen Tag aus, du kannſt es

„thun, laß uns aber dein Werk ſehen. Was
„für eine Antwort hältſt du für den höchſten
„Richter bereit, der dich wegen deiner Zeit zur
„Rechenſchaft ziehen wird? Sprich, was willſt
„du ihm ſagen? — Ich habe ein ehrliches
„Mädchen verführt, ich verlaſſe einen Freund
„in ſeinen Bekümmerniſſen. Unglückſeliger!
„finde mir doch den Gerechten, der ſich rüh-
„met, er habe genung gelebet, damit ich von
„ihm lerne, wie man ſein Leben muß geführet
„haben, wenn man berechtiget ſeyn will, es zu
„verlaſſen. — Du rechneſt die Uebel der Menſch-
„heit! — Welche ſind denn endlich die ſo grau-
„ſamen Schmerzen, die dich zwingen, es zu
„verlaſſen? Denkſt du, ich habe unter deiner
„verſtellten Unpartheylichkeit bey der Herrech-
„nung der Uebel dieſes Lebens die Scham, von
„den deinigen zu reden, nicht gemerket? Folge
„mir, verlaß nicht auf einmahl alle deine Tu-
„genden. Behalt wenigſtens deine alte Frey-
„müthigkeit, und ſage deinem Freunde: ich
„habe die Hofnung verloren, eine ehrliche Frau
„zu ſchänden, ich ſehe mich gezwungen, ein

„recht-

„rechtſchaffener Menſch zu ſeyn, ich will alſo
„lieber ſterben. — Du biſt es überdrüßig, zu
„leben, und du ſageſt: das Leben iſt ein Uebel.
„Ueber lang oder kurz wirſt du getröſtet ſeyn
„und ſagen; das Leben iſt ein Gut. Du wirſt
„wahrer reden, aber nicht beſſer urtheilen; denn
„es wird ſich nichts verändert haben, als du.
„Aendre dich denn von heute an; und weil in
„der böſen Beſchaffenheit deiner Seele alles Ue-
„bel ſteckt, ſo ändre deine unordentlichen Ge-
„müthsneigungen, und brenne nicht dein Haus
„ab, damit du nicht die Mühe habeſt, es in
„Ordnung zu bringen. — — Sage alſo nicht
„mehr, Leben ſey ein Uebel für dich, weil es
„auf dich allein ankömmt, daß es ein Gut ſey,
„und, wenn es ein Uebel iſt, gelebt zu haben,
„ſo iſt es eine Urſache mehr, noch zu leben. —
„Sage alſo auch nicht weiter, es ſey dir er-
„laubt, zu ſterben; denn es ließe ſich eben ſo
„gut ſagen, es ſey dir erlaubt, kein Menſch
„mehr zu ſeyn, es ſey dir erlaubt, dich wider
„den Urheber deines Weſens zu empören, und
„deine Beſtimmung zu hintergehen. — Unter

„den Pflichten, die du herrechneſt, vergiſſeſt du „nur die Pflichten des Menſchen und des Bür„gers. Wo iſt der tugendhafte Patriot, der „ſich weigert, ſein Blut einem fremden Prin„zen zu verkaufen, weil er es nur für ſein Va„terland vergießen ſoll, und der es jetzo als ein „Verzweifelter wider das ausdrückliche Verbot „der Geſetze verſprützen will? Die Geſetze, die „Geſetze, junger Menſch! verachtet der Weiſe „ſie? Der unſchuldige Socrates wollte aus Ehr„erbietung gegen ſie nicht aus dem Gefäng„niſſe gehen. — Du ſtehſt nicht bey dir an, „ſie zu übertreten, um ungerechterweiſe aus dem „Leben zu gehen, und du frageſt: was thue ich „Uebels? — Du willſt dich durch Beyſpiele be„rechtigen, du darfſt mir Römer nennen! du, „Römer! Es kömmt dir wohl zu, daß du dich „unterſtehſt, dieſe erlauchten Namen auszuſpre„chen. Sage mir, ſtarb Brutus als ein ver„zweifelter Liebhaber, und zerriß Cato ſein Ein„geweide ſeiner Buhlſchaft halber? — Kleiner „und ſchwacher Menſch, was iſt unter dem „Cato und dir für Aehnlichkeit? Zeige mir doch

„das

„das gemeinſchaftliche Maaß dieſer erhabenen
„Seele und deiner. Verwegener, ach ſchweig!
„ich fürchte, ich fürchte, ich mögte ſeinen Na-
„men durch ſeine Schutzſchrift entweihen. —
„Deine Beyſpiele ſind ſchlecht gewählt, und
„du urtheileſt niederträchtig von den Römern,
„wenn du denkeſt, ſie hätten ſich berechtigt zu
„ſeyn geglaubt, ſich das Leben zu nehmen, ſo-
„bald es ihnen zur Laſt war. Sieh die ſchö-
„nen Zeiten der Republik an, und ſuche, ob
„du darinnen einen einzigen tugendhaften Bür-
„ger ſehen wirſt, der ſich alſo, auch ſelbſt nach
„den grauſamſten Unglücksfällen, von der Laſt
„ſeiner Pflichten befreyet. — Aber wer biſt
„du? Was haſt du gethan? Glaubeſt du dich
„wegen deiner Dunkelheit zu entſchuldigen?
„Befreyet dich deine Schwachheit von deinen
„Pflichten, und weil du weder Namen noch
„Rang in deinem Vaterlande haſt, biſt du des-
„wegen ſeinen Geſetzen weniger unterworfen?
„Es ſteht dir recht wohl an, daß du vom Ster-
„ben reden darfſt, da du den Gebrauch deines
„Lebens deines Gleichen ſchuldig biſt! Lerne, daß

„ein ſolcher Tod, auf den du denkeſt, ſchimpflich
„und diebiſch iſt. Er iſt ein Diebſtahl, der dem
„menſchlichen Geſchlechte geſchiehet. Bevor du
„es verläſſeſt, gieb ihm das wieder, was es für
„dich gethan hat. Allein ich hange an nichts?
„Ich bin unnütz auf der Welt? Philoſoph von
„einem Tage! Weißt du nicht, daß du nicht ei-
„nen Schritt auf der Erde thun kannſt, ohne ei-
„nige Pflicht zu finden, die du erfüllen mußt,
„und daß jeder Menſch der Menſchheit alsdann
„dadurch nützlich iſt, daß er da iſt. — Höre
„mich, junger, unverſtändiger Menſch; du biſt
„mir lieb, ich habe Mitleiden mit deinen Irr-
„thümern. Wenn dir im Grunde des Herzens
„noch die geringſte Empfindung der Tugend übrig
„iſt, ſo komm, daß ich dich das Leben lieben
„lehre. So oft du wirſt verſucht werden, aus
„demſelben zu gehen, ſo ſage bey dir ſelbſt: „Ich
„muß noch erſt eine gute That thun, ehe ich
„ſterbe.„ Drauf geh, ſuche einem Dürftigen
„beyzuſpringen, einen Unglücklichen zu tröſten,
„einem Unterdrückten aufzuhelfen. — Hält dich
„dieſe Betrachtung heute noch ab, ſo wird ſie

„dich

„dich auch morgen, übermorgen, dein ganzes Le„benlang noch abhalten. — Hält ſie dich nicht „ab; ſtirb, du biſt nur ein Böſewicht.„ — —

A. Ja, wer ſo kaltblütig überlegte, mögte freylich wohl nicht leicht den Dolch in ſein Herz ſtoßen! Auch fühle ich es recht überzeugend: man würde mehr überlegen, wenn man die Leidenſchaft nicht ſo anwachſen ließe; denn hernach iſts freylich ſehr mißlich! Aber ſchwer iſts doch, Philantropus! —

P. Muth, Entſchloſſenheit und Uebung machen die Sache leicht; laſſen Sie uns dafür ſorgen, daß ſich unſere Seele nie ſelbſt ermangele, — ſo wirds alles gehen! — Eduard ſagt: Es giebt keine Tugend ohne Stärke, und der Weg des Laſters iſt die Tagheit — und ich ſage es ihm von ganzem Herzen nach! — —

A. Wie ſieht man doch eine Sache mit ganz andern Augen an, wenn man ſie überlegt hat. — Ich danke Ihnen für Ihre Unterredung recht ſehr, mein Beſter. —

P. Laſſen Sie uns öfter mit ſo unpartheyiſchem Gemüthe die Wahrheit ſuchen. Wir wer-

den

den ſie finden. Laſſen Sie uns aber insbeſondre unſre Geſinnungen und unſer Leben nach den erkannten Grundſätzen einrichten, — ſo werden wir glücklich ſeyn, und die Sonne des Lebens einmahl mit ſo vieler Gelaſſenheit untergehen ſehen, wie der Landmann, ſeines guten Tagewerks ſich bewußt, ohne über die gehabte Hitze — aufgebracht zu ſeyn, — ohne ſich wegen des morgenden Tages zu ängſtigen, — ſich die Nacht über den Himmel verbreiten ſiehet. — — — — —